



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Jean-Christophe Grangé

DIE
MARMORNEN
TRÄUME
THRILLER

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON INA BÖHME

TROPEN

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Roman wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Les Promises«

© 2021 by Editions Albin Michel, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung zweier Abbildungen von © Christie's Images/
Bridgeman Images (Photo) und © noppadon_sangpeam/istockphoto

(Marmorstruktur)

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50171-1

E-Book ISBN 978-3-608-11994-7

Für Megumi

I
DIE TRÄUMENDEN

1

»Alles spielt sich auf dem Land ab. Sie kommt an einem Wintermorgen.«

»Kennen Sie die Gegend?«

»Nein. Ich lebe schon immer in Berlin und verlasse die Stadt nur sehr ungern.«

»Beschreiben Sie mir das Mädchen.«

»Sie trägt die Uniform vom Bund Deutscher Mädel: schwarzes Halstuch, langer Rock, Reichsadler-Abzeichen. Ich sehe sie durch den Nebel kommen. Sie sagt: ›Hitler schickt mich.«

»So rundheraus, ja?«

»Ja. Hitler scheint ein Verwandter oder Vertrauter zu sein, ich weiß nicht genau. Es ist absurd. Jedes Detail in meinem Traum hat etwas Seltsames, Unerklärliches.«

»Das haben Träume so an sich, oder?«

Simon Kraus schenkte ihr ein komplizenhaftes Lächeln. Die Frau erwiderte es nicht. Sie war schön, vornehm, sehr gut gekleidet. *Wie all die anderen.*

»Bitte, fahren Sie fort.«

»Sie tritt noch ein Stück näher, und ich kann ihr Gesicht besser erkennen. Ihr Teint ist sehr blass, die Haut pockennarbig. Ihre Haare sind blond ... ein unangenehmes Gelb. Ich kann gar nicht hinsehen.«

»Was meinen Sie mit *unangenehm*?«

»Sie sind ... urinfarben. In meinem Traum denke ich: Das Mädchen hat pissgelbes Haar. Mir wird speiübel davon.«

Simon machte sich grundsätzlich keine Notizen. Ein Mikrofon,

unter dem Schreibtisch versteckt, nahm jede Sitzung auf. Stattdessen kritzelte er gern heimlich Porträts seiner Patientinnen.

Sie war neu. Für ihn, den Amateurzeichner, eine Herausforderung. Hohe, eckige Augenbrauen (falsche allerdings, die echten waren aus-gezupft), kleiner Kussmund, freche Nase, große, schlanke Hände ... *Konzentrier dich.*

»Während sie spricht, bemerke ich ein paar Details. Erstens hält sie eine Schaufel in der Hand. Dann steht da eine Schubkarre neben ihr. Womöglich hat sie die mitgebracht, keine Ahnung ...«

Er kritzelte noch immer, das Heftchen leicht angewinkelt, damit sie sein Werk nicht sehen konnte. Er war solche Geschichten gewohnt. Die Patientinnen kamen in seine Praxis, um sich mitzuteilen, ihre Probleme, ihre Neurosen zu schildern – und vor allem ihre Träume.

Simon Kraus war eigentlich Psychiater, gewiss einer der besten seiner Generation, nannte sich aber lieber einen Psychoanalytiker. Obwohl der Begriff inzwischen als gefährlich galt, war es weitaus rentabler, den weiblichen Ängsten Gehör zu schenken.

»Hören Sie mir zu, Herr Doktor?«

Sie sah ihn unverwandt an, die grauen Augen lebhaft, aber stumpf, verwaschen, wie Kieselsteine auf dem Grund eines Flusses. Bestimmt die Müdigkeit. Im August 1939 bekam niemand in Berlin genug erholsamen Schlaf.

»Ich höre Ihnen zu, Frau ...«

Er warf einen Blick auf seinen Zettel.

»... Feldmann.«

Sie musterte einen Augenblick die Umgebung. Um die Praxis für seine Patientinnen (denn er empfing nur Frauen) möglichst beruhigend zu gestalten, hatte Simon alles selbst entworfen. Altweiß gestrichene Wände, ein »Elefantensessel« aus braunem Leder, als Couch eine Chaiselongue, ein dicker Kandinsky-Wollteppich, der einen wie auf Wolken gehen ließ, ein verglaster Bücherschrank, in dem er seine Nachschlagewerke sorgfältig verstaut hatte, und vor allem sein berühmter Art-déco-Schreibtisch mit den Unterschränken, hinter

dem er sich, vor fremdem Blick geschützt, die Schuhe auszuziehen pflegte.

»In der Schubkarre liegt ein Aschehaufen. Das Morgenlicht lässt ihn wie einen fahlen Fleck erscheinen, ähnlich dem Gesicht des Mädchens ... Und obwohl es so neblig ist, wirkt alles wie ausgetrocknet: die Asche, der reifbedeckte Boden, die Haut von dem Gör ... Sogar ihre Stimme. Als ob sie das Ergebnis eines rostigen Mechanismus wäre.«

Simon hatte sein Porträt fast vollendet. *Gar nicht so übel.* Er hob den Blick.

»Noch mal zurück zu der Schaufel. Was macht das Mädchen mit diesem ... Werkzeug?«

»Sie gibt es mir und befiehlt mir zu graben.«

Hinter dieser Szene steckte nichts weiter als die stinknormale Angst, die bereits alle Berliner gepackt hatte. Seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten natürlich, aber auch schon vorher, während der Weimarer Republik.

Was den Psychiater interessierte, war die Einflussnahme der Diktatur auf das Unbewusste. Die NSDAP gab sich nicht damit zufrieden, das wache Gehirn zu kontrollieren, sondern schlich sich in Gestalt blanken Entsetzens auch in die Welt der Träume.

»Und was machen Sie?«

»Ich grabe. Komischerweise begreife ich erst gar nicht, dass ich mein eigenes Grab schaufele.«

»Und dann?«

»Als das Loch tief genug ist, wird mir alles klar. Das Gör will mir eine Kugel ins Genick jagen und den Inhalt ihrer Schubkarre über meine Leiche kippen. Es ist gar keine Asche, sondern gebrannter Kalk. Genau in dem Moment lacht das Mädchen auf, zückt ihre Pistole und sagt: ›Der Vorteil von Calciumoxid ist, dass es kein Metall angreift. Sie tragen doch Schmuck, oder? Bestimmt haben Sie Goldzähne?‹ Ich will flüchten, aber meine Beine sind so steif wie der Stiel der Schaufel.«

Simon legte sein Heft beiseite. Nun galt es, die neue Patientin zu begleiten, sie aus ihrem Loch rauszuholen – und das sollte kein Wortspiel sein.

»Wir wissen doch beide, dass das nur ein Traum war, Frau Feldmann.«
Sie schien ihn nicht zu hören. Sie rang nach Luft.

»Das Mädchen will mich erschießen, und ich stehe in der Grube und ... grabe einfach weiter, wie zum Zeichen, dass ich noch nicht fertig bin, dass ich noch ein paar Sekunden Lebenszeit brauche, um meine Arbeit zu beenden ... Es ist furchtbar ... Ich ...«

Sie hielt inne und holte ein kleines Schnupftuch aus ihrer Tasche hervor. Sie tupfte sich die Augen, schniefte. Simon ließ sie wieder zu Atem kommen.

»Plötzlich«, fuhr sie fort, »lasse ich die Schaufel los und versuche, aus der Grube zu klettern. Da explodiert mein Körper.«

»Wie meinen Sie das?«

»Meine Wirbelsäule bricht entzwei. Ich höre es laut krachen und lande mit dem Gesicht auf dem Boden. Es fühlt sich an, als bewegten sich meine beiden Körperhälften unabhängig voneinander, wie ein halbiertes Regenwurm. Ich schaue auf und sehe, dass sie ihre Luger auf mich richtet (ich kenne die Waffe, mein Mann hat auch so eine). Sie kneift ein Auge zu, um besser zielen zu können. Das offene Auge ist auch gelb.«

Unter ihr Schluchzen mischte sich ein Kichern.

»Pissgelb!«

Jedes Detail eines Traums konnte wichtig, *signifikant* sein.

»Was geht Ihnen da durch den Kopf?«

»Meine Goldzähne.«

Sie unterdrückte einen Schrei, sank in sich zusammen und schluchzte. Simon stellte fest, dass sie ein Kostüm trug, das er im Kaufhaus des Westens gesehen hatte. Die Vorzeichen standen günstig. Beim nächsten Mal würde er sie nach ihrem Mann fragen, nach dessen Karriere, seinen Ansichten, seinem exakten Einkommen ...

»Sind Sie Jüdin, Frau Feldmann?«

Wie vom Schlag getroffen, richtete sie sich wieder auf.

»Na ... im Leben nicht!«

»Kommunistin?«

»Mitnichten! Mein Mann leitet die Reichswerke Hermann Göring!«

Als Ausdruck des Erstaunens, gepaart mit einem Hauch von Bewunderung, runzelte er die Stirn. In Wahrheit besaß er diese Information bereits – die Freundin, die ihm Frau Feldmann empfohlen hatte, war nicht müde geworden zu betonen, dass ihr Mann einen beachtlichen Teil des deutschen Stahls in der Hand hatte.

Simon schenkte ihr sein gewogenstes Lächeln.

»Nun gut, Frau Feldmann, seien Sie unbesorgt. Ihr Traum ist bloß Ausdruck einer dumpfen Angst, die, sagen wir, der momentanen Lage geschuldet ist.«

»Was soll das heißen?«

Das heißt, dass wir alle mit 'ner Luger an der Schläfe draufgehen, hätte er beinahe erwidert, setzte aber seine besondere *intra-muros*-Miene auf: Alles, was in dieser Praxis gesagt würde, sollte den Raum nicht verlassen.

»Ihr Geist ist großem Druck ausgesetzt, Frau Feldmann. Die merkwürdigen Szenarien befreien ihn nachts von seinen Ängsten.«

»Ich bin wahrscheinlich eine schlechte Deutsche.«

»Ganz im Gegenteil. Solche Träume zeigen, dass Sie trotz allem ein glückliches Leben in Berlin führen wollen. Noch mal: Sie reinigen sich von Ihrer Furcht. Schlaf ist Ruhe. Und Träume sind die Ruhephase der Seele, ihre Erholung, wenn Sie so wollen. Machen Sie sich keine Gedanken.«

Derweil dachte er: *Du wirst schon noch deinen Lohn bekommen.* Er konzentrierte sich auf ihre ausgezupften Brauen. Er konnte solche Eitelkeiten nicht leiden. Die Striche über den gerupften Haarbogen hatten etwas Obszönes und zugleich Gekünsteltes. Simon mochte natürliche Schönheiten. In diesem Sinne war er urdeutsch und den Nazis, die nur sportliche, vor Gesundheit strotzende Mädchen mit Zöpfen mochten, gar nicht so unähnlich.

»Verzeihung ... Was haben Sie gesagt?«, fragte er und richtete sich wieder auf.

»Ich wollte wissen, ob die Stunde zu Ende ist.«

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Das ist sie.«

Hastig schlüpfte er in seine Schuhe, kassierte sein Geld und begleitete die Frau zur Tür. Nach ein paar aufmunternden Worten – sie sähen einander nächste Woche wieder – ließ er die Gattin des Leiters der Reichswerke Hermann Göring auf dem Treppenabsatz zurück. Wie eine Kugel schoss ihm ein Bild durch den Kopf: eine Zange, die Frau Feldmanns Goldzähne zog.

Simon fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück. Er kramte in seiner Tasche und holte den kleinen Schlüssel hervor, den er, durch ein Kettchen mit seiner Weste verbunden, wie eine Taschenuhr stets bei sich trug.

Vorsichtig (und wie immer entzückt) öffnete er die Tür des Schreibtisch-Unterschrankes. Die Tür zu seinem geheimen Reich.

2

Der schmale, fensterlose und rundum vertäfelte Raum maß nicht mehr als fünf Quadratmeter. Von einer mattgläsernen Hängelampe erleuchtet, erinnerte er an eine riesige Zigarrenbüchse oder an einen Fahrstuhl.

Auf einem runden Tischchen thronte ein Grammophon, das er vor jeder Therapiestunde neu aufzog. In den Wandregalen ringsum archivierte Simon seine Aufzeichnungen. Hunderte besprochene Platten, die sämtliche Geheimnisse seiner Kundschaft bargen. Jahrelanges Zuhören, Zuwenden, Erpressen ...

Er griff nach der neuen Acetatscheibe und schob sie in eine Papierhülle, die er mit Patientinnennamen, Tag und Uhrzeit der Therapie-

stunde beschriftete. Dann räumte er die Schallplatte an ihren korrekten Platz und trat etwas zurück, um seine Schätze zu bewundern: drei hohe Wände dichtgedrängter, gutsortierter Träume.

Träume waren Simons Leidenschaft. Er hatte seine Doktorarbeit über einen biologischen Zugang zum Schlaf geschrieben und war dann in die Psychoanalyse eingestiegen. Er hatte alle Bücher zum Thema gelesen – damals hatten die Nazis sie noch nicht verbrannt. Später, 1934, war er nach Paris gereist, um die Koryphäen der Traumforschung zu treffen.

Simon war fasziniert von der Komplexität der Träume, ihrem Einfallreichtum, ihrer Gestaltungsmacht. Davon, was einem dieses Wirrwarr über einen selbst und die Welt erzählte. Er hatte seine eigene Theorie: Von Zensur und Ängsten befreit, konnte das Gehirn die Welt nachts so wahrnehmen, wie sie wirklich war, und erstaunliche Klarheit schaffen. Insofern waren Träume hellseherisch: Sie durchdrangen den dünnen Schutzschild der Träumenden und sahen immer das Schlimmste kommen.

Vielleicht würde Ilse Feldmann mit einer Kugel im Genick in einem selbst geschaukelten Grab enden. Wer wusste das schon?

In den ersten Jahren des Nationalsozialismus hatte Kraus sich getraut, einige wissenschaftliche Artikel zum Thema zu veröffentlichen. Damals war er sogar Mitglied des Göring-Instituts gewesen, eines Schlupfwinkels für Psychiater, die weder Juden noch Freudianer waren. Dann hatte er sich zurückgezogen, sich angesichts der braunen Welle bedeckt gehalten. Inzwischen behandelte er nur noch ängstliche Frauen, deren Träume starke Aversionen gegen Hitler, also fehlende Vaterlandsliebe, erkennen ließen.

Die Ironie der Geschichte: Das Reich bemühte sich stets, herauszufinden, was seinen Bürgern durch den Kopf ging, und deren Psyche zu beeinflussen, doch die Geheimnisse der Frauen – und indirekt oft auch ihrer Männer – bewahrte Simon, hier, in seiner Praxis unweit der Staatsbibliothek. *Hahaha! Noch etwas, was Hitler nicht kriegen würde!*

Mit den Jahren hatte er seine Theorie weiterentwickelt. Für Freud hatten Träume einen sexuellen Hintergrund. Kraus war anderer Meinung. Der geniale Analytiker Otto Gross, der obdachlos geworden war und sich 1920 zu Tode gehungert hatte, hatte einst gesagt: »Wenn Freud überall nur Sex sieht, vögelt er einfach nicht genug!«

Träume waren *politisch*. Sie handelten von zwischenmenschlichen Beziehungen, von Macht und Unterdrückung. In den meisten von Simons eigenen Träumen ging es genau darum: um frühere Demütigungen (weiß Gott, wie viele es gegeben hatte!), bis zum Überdruß wiederholt in Gestalt von absurden symbolischen Geschichten. Indem er die alten Kränkungen noch einmal durchlebte, litt er jede Nacht Höllenqualen, aber das war der Preis für sein seelisches Gleichgewicht.

Die Wunde musste gesäubert werden. Die Beleidigungen, die ihn noch immer erstickten, im Schlaf ausgespuckt werden.

Im Grunde war Simon nichts weiter als ein Revanchist. Er konnte noch so brillant, so leidenschaftlich, ja so aufopferungsvoll gegenüber seinen Patientinnen und als Traumforscher sein, es änderte nichts daran, dass er ein zynischer, verbitterter Mensch war, der anderen übel mitspielte.

Der Beweis? Während er mit seinem Arzthonorar ein mehr als angenehmes Leben führte und fröhlich vom Nazi-System profitierte – denn er residierte in einer luxuriösen Wohnung, die einer jüdischen Familie gehört hatte –, erpresste er seine Patientinnen.

Apropos: Da fiel ihm sein Termin um siebzehn Uhr mit Greta Fielitz ein. Nur nicht zu spät kommen.

Pünktlichkeit ist des Erpressers erste Anstandsregel.

3

Simon war schön. Sehr schön sogar.

Aber er war klein. Furchtbar klein.

Mit vorgerecktem Kinn und auf Zehenspitzen maß er mit gutem Willen einen Meter siebzig, wollte aber lieber nicht wissen, wie arg er schummelte. Er hatte vergessen, genauer gesagt *absichtlich aus dem Gedächtnis gestrichen*, wann er zuletzt an der Messlatte gestanden hatte.

Seine geringe Größe hatte ihm eine andere Stärke zuteilwerden lassen, nämlich seinen Willen. Seine Schulkameraden waren in die Höhe geschossen, während sein Körper dahingehend keinerlei Anstalten gemacht hatte. Da hatte er gespürt, wie er auf andere Weise stärker geworden war, als habe sich in seinem Inneren eine explosive Energie entwickelt.

Es war zu dantesken, vom Gespött über sein Handicap provozier-ten Schlägereien gekommen. Einmal hatte er auf einer Schultoilette mit niedrigen Trennwänden eine ordentliche Tracht Prügel bezogen. Er erinnerte sich aber noch an das Freiheitsgefühl, an den Windhauch, der durch die Betonflure strich, das Knirschen seines Nasenknorpels, als er gegen die Holztür prallte ... Er war froh gewesen, dass er sich durchgebissen hatte, dass er den Weg hatte abschätzen können, den er gehen musste, um sich zu behaupten.

Simon war ein kleiner Mann, aber ein großer Geist. Ihn anzugreifen, war bald gefährlich geworden. Aus Furcht vor seiner Intelligenz hatten sie aufgehört, ihm die Visage zu polieren. Er hatte ein paar Fausthiebe eingesteckt, ja, aber dafür hatte er den Übeltätern Spitznamen aufgebrummt, die ihnen für immer anhaften sollten. Blaue Flecken verblassten, Sticheleien nicht.

Seine Lage verschärfte sich durch einen weiteren Makel: Er war arm. Was eine andere Form von klein war. Aber auch ein zusätzlicher Grund, hoch hinauszuwollen. Er dachte oft an diesen einen Schau-

spieler, der alle zum Lachen brachte und selbst in Armut aufgewachsen war, Charlie Chaplin. Simon ahmte ihn im Spiegel nach (er hatte wie Chaplin einen tänzelnden Gang) und sagte sich, während er mit seinem Spazierstock hantierte, dass auch er eines Tages ganz oben stehen würde.

Im Studium war er immer der Beste gewesen, ohne sich übermäßig anzustrengen, ohne mehr als nötig zu büffeln. Jahrelang hatte er deshalb als Genie gegolten. Was ihn aus seiner Sicht allerdings nach wie vor hauptsächlich kennzeichnete, war sein verflixt geringer Wuchs. »Du sollst der werden, der du bist«, hatte Nietzsche geschrieben. Der musste größer sein als Simon, denn wenn man ständig mit Plateausohlen unterwegs war und an jeder Straßenbahnhaltestelle eine Schulter ins Gesicht gerammt bekam, war man eher der, der man wurde ... ungeachtet seiner Größe.

Simon Kraus war 1934 zum Studium nach Frankreich gegangen und 1936 nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte den Reichstagsbrand im Februar 1933 erlebt, Hitlers Wahlerfolg einen Monat später, kurz darauf die Bücherverbrennung, den Röhms-Putsch 34 und die Reichskristallnacht im November 38. Das einzige Ereignis, das er sich hatte entgehen lassen, waren die Olympischen Spiele gewesen. Diesen ganzen Dünnschiss hatte er vollkommen gleichgültig aufgenommen. Selbst heute noch, da der Krieg auf dem nächsten Kalenderblatt stand, scherte er sich einen Teufel darum. Er würde die Sintflut schon überleben.

Ein Ereignis fasste die Person Simon Kraus treffend zusammen: Als er eines Nachmittags im April 33 in der Bibliothek arbeitete, gab es auf den Gängen plötzlich Radau. Türensclagen, Stiefelgesclarre, ersticlke Schreie: »Sie werfen die Juden raus!« Und ihm ging nur ein einziger Gedanke durch den Kopf: Solange sie nicht über die Kleinen herfallen ...

Das war es also, was diese Art von Behinderung aus einem machte: ein Scheusal. Ein kleines zwar, aber dennoch ein Scheusal.

Na schön. Simon beschloss, seinen Kleidersclrank zu öffnen. Er

legte großen Wert darauf, in Greta Fielitz' Gegenwart vorteilhaft gekleidet zu sein. *Hm, hm, hm* ... Er musterte die Mantelkollektion zu seiner Linken: ein brauner Alpaka mit Pikeekragen, ein schwarzer Mantel aus gekrempelter Wolle mit doppeltem Knopfverschluss, ein Trenchcoat aus Gabardine ... Alles zu warm. Er ging zu den Anzügen über: alle Säume abgesteppt, Wolle, Flanell, Leinen ... Die Rede war natürlich von Dreiteilern mit körperbetonten Westen und hochtaillierten Hosen – aber nicht zu hoch, sonst sahen sie aus wie Latzhosen.

Sie waren viel raffinierter geschnitten als die Durchschnittshosen: Er besaß noch französische Modelle, die er talentierten Schneidern überließ, allesamt Juden, immer schwieriger auffindbar.

Er entschied sich schließlich für Tweedweste, Oxfordhemd mit Knopfkragen, Bundfaltenhose, Derbys, und fertig war die Laube. Beschämendes Detail: Seine Schuhe waren manipuliert, sie hatten Keilabsätze. Simon, der längst begriffen hatte, dass Selbstironie das beste Mittel war, um Spötteleien unter Kontrolle zu halten, hatte sich als Assistenzarzt an der Charité diesen Witz ausgedacht: »Was ist der Unterschied zwischen Joseph Goebbels und Simon Kraus? Goebbels hat einen Klumpfuß. Simon hat zwei.«

Er betrachtete sich noch einmal im Schrankspiegel und bemerkte dabei, dass die Schattierungen seiner Jacke – Moos, Rinde, schottisches Heidekraut – an die Nazi-Uniform erinnerten. Sehr gut, er würde nicht auffallen.

Er warf einen Blick auf die Armbanduhr und stellte fest, dass er gut in der Zeit war. Er ging durch den Flur zurück in die Küche, um sich Kaffee zu kochen.

Die über sechzig Quadratmeter große Wohnung beherbergte sowohl die Praxis als auch seine privaten Räumlichkeiten. Da ein Zimmer als Büro und eines als Wartezimmer fungierte, beschränkte sich die eigene Unterkunft auf Küche, Bad und ein großes Schlafzimmer. Völlig ausreichend.

Wie seine Anzüge pflegte Simon auch seine Möbel. Für das Warte-

zimmer hatte er einen Lyratisch aus Palisander, zwei braune Ledersessel und eine quadratische, mattgläserne Deckenleuchte beschaffen können. Das Herzstück des Schlafzimmers war sein immerhin von Jean Lurçat signierter Paravent ...

Wie konnte er sich diesen Luxus leisten? Ganz einfach: Leni Lorenz, eine seiner Patientinnen, war mit einem Bankier verheiratet, der sich auf die »Arisierung« Berlins verlegt hatte. Ein lächerlicher Begriff, um die offensichtliche Enteignung der Juden und die Konfiszierung ihres Eigentums zu bezeichnen, das Hans Lorenz den »guten Deutschen« zu Spottpreisen wieder zu kaufen empfahl.

Auf jene Weise hatte Simon diese Wohnung beziehen können, ohne auch nur Miete zu bezahlen. Danach hatte Leni ihn zu den Hallen begleitet, in denen die Nazis die Beute ihrer Raubzüge lagerten, und wie ein junges, frisch zusammengezogenes Paar hatten sie eingekauft. Sie hatten es geschafft, hinter dem Lurçat-Paravent, den Simon ausgesucht hatte, miteinander zu schlafen. Ein süßes Andenken.

Das Halbweltartige seiner Situation hätte dem Psychiater peinlich sein können (Leni hielt sich ihn wie ein Bourgeois seine Liebchen), doch es kümmerte ihn nicht. Im Gegenteil. Er war Gigolo mit Leib und Seele. Sein gesamtes Studium hatte er durch sein Engagement als mondäner Tänzer finanziert – *und bei Sympathie gerne mehr.*

Vor dem Gehen konnte er nicht widerstehen, sich im Flurspiegel ein letztes Mal zu beäugen. Ja, er sah wirklich gut aus. Hohe Stirn unter dem nach hinten gestrichenen kastanienbraunen Haar. Selbiges war pomadig, wenn man so wollte, aber ungebändigt pomadig, irgendwie wild-gezähmt. Mitunter baumelte ihm sogar eine Strähne in die Stirn, wie ein Geistesblitz, der ihm aus dem Kopf geschossen kam.

Die Brauen setzten einen düsteren Akzent. Man garniere ihn mit einem dunkelblauen Blick, den die kultivierten Augenringe noch betonten, sowie mit einigen Pinselstrichen, die eine gerade Nase und sinnliche Lippen zeichneten, und schon hatte man einen verdammten Herzensbrecher.

Mit großer Sorgfalt wählte Simon seinen Hut. Der Kleiderschrank

war seine Schatzkammer, die Hutsammlung sein Meisterwerk. Er besaß eine Reihe Trilbys aus Filz mit schmaler, hinten aufgeschlagener Krempe. Ein paar Homburgs mit ihrer berühmten Delle in der Platte. Er mochte sie, weil ihre halbsteife Krone ihn etwas größer wirken ließ. Doch heute schnappte er sich einen Fedora, fälschlicherweise auch »Borsalino« genannt, einen Filzhut aus Kaninchenhaar. Er bog die Krempe nach oben und warf sich einen verruchten Blick zu.

Mit einer kurzen, kräftigen Handbewegung fegte er sich die Fusseln von den Schultern, und: *andiamo!*

4

Simon Kraus war kein waschechter Preuße. Er stammte aus der Gegend um München. Dennoch hatte er sich immer als Berliner gefühlt. Jeden Tag, wenn er die Praxis verließ und durch »sein« Berlin schlenderte, spürte er mit jeder Nervenfaser den Reiz dieser Stadt und ihre besondere Atmosphäre.

Er hatte in Paris gelebt, sich in London aufgehalten, und was die architektonische Schönheit oder die räumliche Harmonie anbelangte, hielt Berlin diesen Vergleichen nicht stand. Aber es gab da etwas anderes ... Die beklemmende, farblose, rußige Stadt setzte eine außergewöhnliche Energie frei. Man munkelte, sie sei auf Gelände erbaut worden, das Alkaligeruch verströmte, giftige Dämpfe, die die Gemüter erhitzten. In Anbetracht der vergangenen zwanzig Jahre konnte man diesem Gerücht nur Glauben schenken.

Seit dem Ende des Weltkriegs hatte Berlin alle möglichen Exzesse und Extreme erlebt. Staatsstrieche, Revolutionen und Anschläge auf der politischen Seite, Armut, flüchtiges Glück und Ausschweifungen auf der sozialen. Inzwischen hatte der Gleichschritt der Nazis die Wogen geglättet, doch das Großstadtgetriebe war nicht ruhiger geworden.

Simon nahm die Alte Potsdamer Straße Richtung Nordosten und erreichte den Potsdamer Platz. Immer wieder der gleiche Schock: ein großes Fenster zum Himmel, zerschnitten von U-Bahn-Schienen und ihren Stromtrassen, durchpflügt von Automobilen und Pferden ... Die Gebäude rings um den Platz sahen aus wie Berge, die einen stählernen See überragten. In der Mitte stellte eine Art schwarzer Obelisk einige Uhren und die erste Ampel der Stadt zur Schau. Im Hintergrund wirkte das *Vaterland* mit seiner Kuppel wie eine unechte italienische Basilika. Das Haus beherbergte eine Spielbank, ein Kino und Gaststätten, in denen die Gäste wie Kinder behandelt wurden: Zwischen den Tischen schlängelten sich elektrische Modelleisenbahnen und -flugzeuge.

An diesem sonnigen Tag erbebt Simon beim Anblick der Menschenmenge – ein Meer aus schwarzen Anzügen, leichten Kleidchen (seiner persönlichen Schwäche) und den guten alten Schupos mit ihren lackierten Schirmmützen. Genüsslich tauchte er in die Umgebungsgерäusche ein: das Klappern der Hufe, das Heulen der Straßenbahnen, die über das Pflaster schepperten, das Dröhnen der Automobile ...

Wie gewöhnlich gönnte er sich einen kurzen Augenblick, um das Columbushaus zu bewundern, einen neunstöckigen Monumentalbau aus Glas und Stahl, der gerade erst fertig geworden war und einen Kontrast zu den alten Bauwerken bildete. Weiß der Kuckuck, warum er davon träumte, seine Praxis in dieses Gebäude zu verlegen. Simon war modern, er wollte seine Patientinnen in einem futuristischen Glaskubus empfangen und gab die Hoffnung nicht auf, dass ein paar jüdische Kaufleute ausquartiert würden, damit er kostenlos einziehen konnte.

Am anderen Ende des Platzes, wo es ruhiger war, sog er die milde Luft ein. In jenem Spätsommer musste man nur ein paar Schritte im Schutze der hundertjährigen Bäume über die breiten Bürgersteige tun, und schon wusste man, dass etwas Größeres existierte als die Nazi-Unterdrückung oder ein drohender Krieg. Ein sanfter, warmer

Windhauch, leises Blätterrauschen, die herrlich funkelnde Sonne ...
Und diese zarten Schatten, die auf dem Asphalt Walzer tanzten.

Er begegnete Bettlern mit Verdienstkreuzen aus dem Krieg (es gab noch welche, Relikte des letzten Konflikts) und einem dicken Mann in bayerischer Tracht: Lederhose und Hut mit Flederwisch. Simon grinste. Solche Gestalten bewiesen einmal mehr, dass Freud recht hatte. Die deutsche Kultur war rückwärtsgewandt, ein Pfadfindertraum, in dem alle in kurzen Hosen über die Berge hüpfen.

Er bog in die schöne, breite Wilhelmstraße ein (das Lineare musste man allerdings mögen) und spürte, wie die Atmosphäre sich verdüsterte. Während er sich auf dem quirligen Potsdamer Platz fast in einer gewöhnlichen Stadt wähnte, gemahnte diese Gegend mit ihren Ministerien, ihren Amtsgebäuden und den zahlreichen Hauptquartieren daran, dass mit der amtierenden Regierung nicht zu spaßen war.

Das von der Prinz-Albrecht-Straße und der Anhalter Straße begrenzte Viertel war ein wahrer Ort des Schreckens, wo sich die bedrohlichsten Reichsmächte bündelten. Säulen und Banner stellten allenthalben SS-Runen, Adler und diese verdammten Hakenkreuze zur Schau, die ihm zum Halse heraushingen.

Seine Laune sank. Hier konnte man nicht träumen. Die bittere Realität holte einen ein. Der Krieg war nur noch eine Frage der Zeit. Der Hitler-Stalin-Pakt hatte die letzte Kette gesprengt, die den Einmarsch nach Polen bislang verhindert hatte. Die Zeitungen – allesamt veroder aufgekauft, je nachdem – konnten noch so viel behaupten, Hitler wolle den Krieg um jeden Preis verhindern, niemand fiel darauf herein. Er hatte sich erst Österreich und dann das Sudetenland unter den Nagel gerissen, warum sollte er auf halbem Weg stehen bleiben?

Simon durchquerte das Viertel mit hochgezogenen Schultern und zusammengekniffenen Pobacken. Auf Höhe der Prinz-Albrecht-Straße 8 wechselte er sogar die Straßenseite. Es war die Adresse der Gestapo.

Auf dem Wilhelmplatz konnte er endlich wieder durchatmen. Hier

war alles anders. Nicht zu vergleichen mit dem Tumult auf dem Potsdamer Platz oder dem bedrückenden Wilhelmstraßenviertel: viel Grün, viel Himmel und viel Platz, umrahmt von großen, nüchternen, friedlich wirkenden Gebäuden.

Die U-Bahn-Station Kaiserhof mit ihren beiden Laternen, dem schmiedeeisernen Gitterwerk und dem merkwürdigen Säulengang rings um den Eingang erinnerte an ein Mausoleum.

Hundert Meter weiter, Wilhelmplatz 3–5, thronte das gleichnamige Hotel, und ohne jeden Zweifel, mit den vier massiven Stockwerken, den unzähligen Fenstern, den verzierten Balkonen und der italienischen Dachterrasse erwies sich die Luxusherberge ihres Standes würdig.

Hier hatte Simon seine Verabredung mit Greta Fielitz.

5

Die Empfangshalle war der Außenfassade ebenbürtig. Sie ließ die Sonnenstrahlen großzügig durch hohe, senkrechte Fenster, regelrechte Lichtwächter, fallen. In der Mitte ragten zwischen Tischen und Podesten zwei riesige Grünpflanzen wie Herkulessäulen empor. Die Welt, die man hier betrat, war edel, mondän, vornehm.

Und hektisch.

Unter dem Kristallglanz ging es heiß her. Ordengeschmückte Portiers, karminrote Pagen und Ober im Frack kamen und gingen, während eine kleine Tagmusik die Sessel und Tischchen umfloss, zu der das Tassenklappern, das Gläserklirren und das Stimmengewirr den Takt schlugen.

Simon nahm die waltenden Kräfte ausführlich in Augenschein.

Die Vertreter der preußischen Alten Garde mit ihren Monokeln und ihrer Hochnäsigkeit. Die nervös und elektrisiert lächelnden Kaufleute in Schwarz (schon seit einer ganzen Weile liefen die Ge-

schäfte in Deutschland wieder besser). Und natürlich die Nazis mit ihren durchfallbraunen Uniformen, deren Gürtel quietschten wie lederne Garrotten, die einem den Hals abschnürten.

Zum Glück gab es die Frauen.

Sie waren so geschmeidig wie ihre Männer steif, so heiter wie jene ernst, so anmutig wie jene plump. Die einen waren buchstäblich das Leben, die anderen dagegen der Tod.

Kraus ging durch die Lobby auf die Veranda, wo sich die Bar befand. Als er an einem der Tische Platz nahm, überkam ihn das Gefühl, in einem überheizten Terrarium mit einigen ziemlich grünen Nazi-Offizieren als Krokodile gelandet zu sein.

Durch das große Glasfenster konnte er das Auf und Ab der Passanten auf dem kaiserlichen Platz verfolgen. Mit etwas Glück würde er Greta Fielitz kommen sehen und durch das sonnenbeschienene Sommerkleid hindurch ihre Beine erkennen können.

Sein ganzes Leben widmete Simon solchen kurzen Augenblicken. Den intensiveren, stärkeren Momenten des Daseins. Die beste aller Drogen war die Begierde. Er bestellte einen Martini, griff nach seinem Zigarettenetui (extraschmal, gold- und silbergestreift, Marke Cartier: das Geschenk einer guten Freundin) und entnahm ihm eine Muratti.

Langsam stieß er den Rauch aus und betrachtete abermals die Uniformen um ihn herum. Wer um alles in der Welt wollte so schon herumlaufen? Vor allem bei der Hitze ... Die Nazis hatten keinerlei Realitätssinn. Mit ihren Tressen, Medaillen und Goldverzierungen wirkten sie nicht seriöser als die Pagen oder die Kofferträger.

Er blickte nach oben und sah der Rauchschwade in der sonnenklaren Luft hinterher. Er konnte es immer noch nicht fassen. Wenn diejenigen, die sie alle in den Abgrund trieben, zumindest brillant und charismatisch wären ... Ein erfolgloser Maler, ein Hinkbein, ein Drogensüchtiger, ein Hühnerzüchter ... Hallo, Regierungsmannschaft. Und das waren nur die Anführer. Bevor sich die braune Pest wie aus einem umgekippten Tintenglas über Deutschland ausgebreitet hatte, hatte jemand gesagt: »Eines der grundlegenden Elemente

der Nazi-Ideologie ist die Trunksucht.« In gewisser Weise nötigte einem die Machtübernahme Bewunderung ab. Wie hatte es ein Trupp von Zirkusclowns nur so weit bringen können?

Greta ließ auf sich warten. Noch einen Martini. Unter der Wärme des Glasdachs stieg ihm der Alkohol allmählich zu Kopf. War er etwas Besseres? Ganz bestimmt nicht. Simon hatte seinen Platz in dieser Angstgesellschaft gefunden: Er spielte den Schlaumeier, das Großmaul und verstand es zugleich, sich von den Frauen der Schurken beschützen zu lassen. Eine unsichere Stellung ...

Wie lange konnte das noch so weitergehen?

Nicht mehr lange. Die Arbeit an sich machte Probleme. In diesen Zeiten war es so schon eher unvorteilhaft, Psychiater in Berlin zu sein, und Analytiker erst ... Bei der Bücherverbrennung von 1933 waren sämtliche Werke von Freud hinübergegangen. Die Nazis hassten die Vorstellung, man könne das menschliche Bewusstsein öffnen wie einen Samtvorhang, um verborgene Geheimnisse auszugraben.

Was soll's, dachte Simon und gönnte sich eine zweite Muratti, *keine dunklen Gedanken*. Nicht jetzt, da er bei herrlichem Wetter seinen Martini schlürfte und eine der schönsten Frauen Berlins erwartete, in ihrer Tasche ein Umschlag voller Zaster.

Er leerte sein Glas in einem Zug und bestellte ein weiteres. *Drei Martinis zum Kaffeekränzchen, das ist ganz schön viel, mein Lieber*.

»Guten Tag, kleiner Mann!«

Vor ihm stand Greta Fielitz. Er war so tief in Gedanken versunken gewesen, dass er sie durch die Scheibe nicht bemerkt hatte. *Schade*. Wie erwartet trug sie ein einziges, an der Taille gegürtetes Kleidungsstück, dessen Material er auf den ersten Blick erkannte: Lystav, knitterfreies Leinen. Das Kleid war ... azurblau. Eine Farbe, die zu ihrem Teint passte wie das Meer zur Sonne.

Hitler, der sich in alles einmischte und die Haute Couture für eine von unzähligen jüdischen Verschwörungen hielt, mahnte die deutschen Mädchen, Zöpfe und scheußliche traditionelle Kleider zu tragen. Dabei konnte er noch so sehr die Tschechei, Frankreich oder die

Sowjetunion angreifen, gegen die Frauen würde er nicht ankommen. Eine Berlinerin würde niemals ein Dirndl anziehen.

»Bitte, setz dich«, gurrte er, stand auf und zog den Stuhl gegenüber zurück.

Mit seidigem Rascheln kam sie der Aufforderung nach. Sie war ungemein verführerisch. Und verführerisch, dachte er, war tausendmal besser als mit dem Führer am Tisch.

Das Wortspiel, die Macke der Psychoanalytiker.

6

Sobald sie Platz genommen hatte, öffnete sie ihre perlenbestickte Tasche, holte einen Umschlag heraus und schleuderte ihn auf den Tisch.

»Du bist so ein kleiner Scheißkerl.«

»Hör doch auf mit deinem ›klein‹.«

Sie schlug die Beine übereinander. Simon vernahm deutlich, wie unter dem blauen Kleid ihre Strümpfe aneinanderrieben, und spürte einen regelrechten Stich im Unterleib.

Finger für Finger streifte Greta ihre weißen Handschuhe ab und räumte ein:

»Ich verleihe dir den nächsthöheren Rang: Du bist ein großer Scheißkerl.«

»Schon besser. Was trinkst du?«

Behutsam nahm er ihre Hand. Im Hotel Kaiserhof vor aller Augen die Gattin eines sächsischen Aristokraten zu liebkosen, während auf dem Tisch ein Umschlag mit zweitausend Reichsmark lag, Folge der Erpressung ebenjener Gattin, war nicht kühn, sondern selbstmörderisch.

»Einen Martini«, erwiderte sie und überließ ihm ihre Hand. »Willst du nicht nachzählen?«